Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Erzählungen und Gedichte

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

Visual Library

Erzählungen und Gedichte

Ossengerd

Von Clemens Woltermann

„Hüh!" rööp Gerd Wulfers ut dei Waterstraoten in Friesoythe, do seet hei up'n Waogen vull Schutt, den föhrde hei weg, as dei ollen Marienkarken 1908 offbraoken wörd. „Hü!", un hei mende siene Ossen vörn Waogen, un hei tröck an dei Lienen un böörde den langen Haoselnöötenstock in dei Höchde, man hei schlöög dei Ossen nich, door hädde hei se veel tau gern tau. Gerd was eine van dei gans wenigen, dei noch mit Ossen föhrden un Fuhren föör annere mööken. Un so kööm hei bi den Naomen Ossengerd, jeder eine kennde un nöümde üm so. Die Ossen wöören jä watt langsam, aber stark, un Gerd packede orndlik wat up'n Waogen, so gleek sück datt ut.

As hei 16 Jaohr old wör, was hei Scheeperjunge wörn bi Glup in Thüle un verdeinde 12 Daoler in't Jaohr; mit jedet Jaohr, dat hei öller wörd, verdubbelte sick dei Lohn. Dat günk so'n poor Jaohre hen, do köm hei naoh Hus wörd Fuhrunnernähmer — do wörd hei „Ossengerd".

Gerd was en offgaohnden Junge, un as sien Brouer hieraode, günk hei as Knecht naoh Wulfenau, un naoh ein, twei Jaohr wörd hei Kutschker bi Holthus un föhrde den ollen Heern Fabrikanten tweispännig. Man hei hedde immer noch Ossengerd, den Naomen hädde hei mitnaohmen. Un döör düssen Bienaomen wörd hei allgemein bekannt, un hei sorgede ukk döör sien Benähmen un Räden dorför, dat hei bi dei Lüe in't Bespreck kööm.

Eines Daoges kutschkede hei mit sienen Heern döör Wulfenau, do stünd door 'n nett Wicht vörn Huse. „Kiek eis", säe Heer Holthus, „watt 'n moje Deern, Gerd, wöör dat kiene Frau för Di? „Menst Du dat ich kiene Ogen in 'n Kopp häbbe?" geew Gerd trügge. Noch an'n Aowend van den sülwigen Dagg günk hei up Brutschau. Hei täötkede erst gaor nich lange mit dat Wicht, hei fröög forts dei Mamme: „Wuß Du mi jau Marie nich woll tau'e Frau gäwen?" Dei Mouder säe: „Du büß jä en putzigen Kerl. Ändere fraoget naoh Gooseküken, wenn se watt mit use Wicht in'n Sinn häbbt, Du gahst forts upet Ganze". „Ick will jä kiene Gooseköüken", säe Gerd, „ick will jä bloot eine Goos". Un hei kreeg Marie, sei wöör gans mit üm inverstaohn.

Gerd kreeg nu ne Pachtstäe van den Graofen van Gaolen. Dat brochte 't mit sück, dat hei Clemens August von Galen kennen leerde, dei läöter Biskup van Münster wörd; sei dröopen sück faoken un verstünnen sück goud, so as einfache un gaude Menschken sück alltied verstaot; un dat wörn dei beiden.

Landesbibliothek Oldenburg

Weil Gerd en gescheiten un'n anständigen Kerl was un sien Wort maoken kunn un sük kien bitken schenierde un genau säe, wat hei mende, un wenn se alle gegen üm wöören, daorüm mööken dei Hüerlüe un Pächter üm tau ähren Vertreter in'n Vörstand van dei landwirtschaftlichen Bezugsgenossenschaft, un sei wählden üm uck in den Kärkenutschuß.

Up Gerd kunn man sück gans up verlaoten. Wenn hei siene Pacht betaolen mößde, wöör hei fief Minuten vöör twölwen door, kiene Minute tau laote. Bloot hei was rein tau sühnig, man kann woll seggen — kniepig. Hei kreeg jä manchesmaol Drinkgeld, man verdrinken dö hei kiene Mark. Alles kööm in dei Knippen. „Van't Spooren un't Bewaohren kummpt Häbben van her" — door naoh handelde hei. Dei Schluck schmeckede üm bloot, wenn 'e nix kossede.

Un so was hei uck: Eines Daoges kööm hei maol weer up Besöük naoh Friesoythe, woor doomaols Propst Wehage noch Vikar was, un den kennde Gerd van Dinklaoge her, doarüm besöchde hei üm uck. Hei kreeg tau Rooken anboarn, un as hei naoh 'n Zigarrenlänge günk, packede hei noch einmaol in dei Kissen un nöhm noch twei Zigarren un steek se in dei Sietentasche: „Dat dröwde ick uck alltied bi jauen Pappen (Anm.: Vörsitter van dei landw. Genossenschaft). Un dann: Gauen Dag, un kiek eis wär bi us inn".

An einen Söndag seet hei in't Hochamt kegen 'n gaut bestückten Koopmann ut Dinklaoge. Nu was door 'ne Kollekte, un dei Pastor günk sülwes mit den Bädelbüel döör dei Karken. Dei Koopmann hädde sien Portmonnä vergäten un frög Gerd, off hei üm nich'n poor Mark leinen kunn. Gerd haolde siene Knippe ümständlich ut dei Bücksentasken, tütkede door watt mit herüm, un jüst, äs dei Pastoor mit den Klingelel kööm, gew hei den Koopmann 'n 20.— M-Schien. In sien Gesicht stünd dei Schalk, datt hei üm den Streich spälen kunn. 20 M, dat wör en Masse Geld, un dei Koopmann mößde den Schien man in den Büel daun, off hei wull oder nich, dei Pastoor keek jä. Naoh dei Hohmisse, vör dei Karken, säe dei Koopmann tau Gerd: „Du häddest mi uck woll'n poor Silberlinge gäwen kunnt, 20 M is vull Geld. „Gerd geniesede weer: „Ick wull Di jä bloot tau en gaut Wärk helpen!" Dann drünken sei einen toopen, un den mösde dei Koopmann uck noch betaolen.

Gerd rädede jeden grundsätslik mit „Du" an. Nu kööm eines Daoges dei Biskup Clemens August von Galen naoh Dinklaoge in sienen Heimatort. Dei Pastoor hädde üm inlaoden un geew üm tau Ehren 'n Festäten mit 'n Masse Gäste. Door hörde uck Ossengerd tau as Mitglied van'n Kärkenutschus. Dei Pastoor settede üm gans an't Ende van den langen Disk, möglichst wiet van den Biskup weg, weil hei Gerd kennde un hei den Biskup nich anräden schull. Un eine van dei Heerens hädde Gerd utdrücklik seggt: „Dat Du den Biskup nich mit Du anredest!" Säe Gerd: "Dat holle ick jüß so mit üm äs mit usen Heergott; ick bäe alltied: Vater unser, der du bist im Himmel." Un dann passerde't. Biet Äten kööm maol so'n Oogenblick, wo dor kien eine watt säe. Dat giw et jä. Un bumms stünd Gerd up un fünk an: „Du Biskup, weiß Du noch, äs wi vöörn poor Jaohren us in'n Brauk verdwälden un . . .". Den Pastoor verschööt dei Klöer, man Clemens August lachede: Gerd, Gerd, jao, jao, wenn ick Di nich hät hädde, dann seet ick hier nu nich. Door segge wi Prost up."

Landesbibliothek Oldenburg

In dei 50er Jaohre kunn Gerd siene Pachtstäe van'n Graofen koopen, un hei hädde woll dei Dusende. Man hei kunn sück nich entschluten, hei kunn sück nich van dat Geld trennen, un so blew hei, watt hei was, 'n Pächter.

1960 stürf hei, 84 Jaohre old. Hei was kien Originaol, man en Unikum. Un so wörd hei van dei Lüe verschläten. Dei Pastoor säe van dei Kansel af: „Montag wird Gerd Wulfers beerdigt." Un dann naoh en Wiele, wat anners noch nich passeert was —: „er gehörte dem Kirchenausschuß an und hatte sogar immer eine eigene Meinung." Do häbb dr 'n Masse Lüe vöör sück hengnichelt.

Minus drei Komma Null

Von Heinz von der Wall

Adrian Mälcher war — soweit ich es beurteilen kann — ein gewöhnlicher Mensch, und sein Leben endete auf eine für jene Zeiten durchaus gewöhnliche Weise.

Wie jeder gewöhnliche Mensch hatte er einige Eigentümlichkeiten an sich; eine davon bestand darin, daß er nicht wie andere Leute seine Kurzsichtigkeit verwünschte, sondern ganz zufrieden mit ihr zu sein schien. Er sprach dies nicht aus, aber ich erhielt darüber eines Tages Aufschluß. Um genau zu sein: Es war am 21. August im Jahre 1942, an einem Freitag, als die Fehlsichtigen unseres Zuges unter gebührender Begleitung zum Augenarzt geführt wurden. Adrian Mälcher und ich gingen auf der Straße nebeneinander, auf der unsere Stiefel metallen trappten. Da wir erst vier Wochen Soldat waren und nicht zu derselben Gruppe gehörten, hatten wir bisher kaum einige Worte gewechselt. Wir trugen beide keine Brille, — ich, weil ich nur geringfügig kurzsichtig war und aus Eitelkeit, und er —

„Ich will es nicht", erwiderte er auf meine Frage. Sein Gesicht hatte sich bei dieser seltsam entschlossen vorgebrachten Antwort nicht verändert und zeigte keinen Unwillen. Und so wagte ich eine zweite Frage: „Warum nicht?" Er blickte mich an: „Wenn ich am Saum eines Waldes stehe, dessen herbstliches Laub sich verfärbt, so liegt mir nicht daran, die einzelnen Bäume, Äste oder Blätter unterscheiden zu können — ich sehe mit meinen Augen die braunen, roten und gelben Farben ineinanderfließen und nehme den Eindruck einer verklingenden Harmonie wahr —"

„Du bist stark kurzsichtig?" unterbrach ich ihn.

„Minus drei Komma null. Und du?"

„Minus null Komma fünf. Ich glaube, das Lesen abends im Bett beim Licht einer Taschenlampe ist schuld daran; sonst dürfte man mit seinen 19 Jahren sich noch nicht die Augen verdorben haben."

Landesbibliothek Oldenburg

„Verdorben, meinst du?" Er schüttelte den Kopf. „Hast du denn Unnützes, Wertloses gelesen? Bedeutet das denn nichts, was du für deine „verdorbenen" Augen eingetauscht hast? Ich möchte keine Zeile missen, die mich teilnehmen ließ an Gedanken und Eindrücken von Menschen in aller Welt und zu aller Zeit." Er suchte nach Worten. Unsere Stiefel trappten auf dem Straßenpflaster. „Kennst du Li-Tai-Pe?" Ich wollte sagen, daß dieser Name auf unserer Schule nicht erwähnt worden sei, da begann er zu rezitieren:

„Im Herbst kreist einsam überm grauen Weiher
von Schnee bereift ein alter Silberreiher.
Ich stehe einsam an des Weihers Strand,
die Hand am Blick und äuge stumm ins Land."

„In der Nachdichtung von Klabund", fügte er tonlos hinzu.

Dies war sicherlich nicht die richtige Umgebung für den Vortrag eines Gedichtes; ich war aber angerührt von der Stimmung, die in diesen Versen schwang, und schwieg.

„Was ist dagegen die ungebrochene Sehkraft der Augen! Ich pfeife auf sie!" sagte er nach einer Weile.

„Als Soldat mußt du scharf sehen können" entgegnete ich.
„Um das Weiße im Auge des Feindes zu erkennen", fiel er ein. „Nochmals: Ich pfeife darauf!"

„Du bist dann allem gegenüber wehrlos —"

„Wer ist denn heute nicht wehrlos?"

Unser Gespräch war hiermit beendet, denn wir hatten unser Ziel, das Reserve-Lazarett II, erreicht, wo wir uns nun zur Augenuntersuchung meldeten. —

Einige Wochen später konnten alle, die dabeigewesen waren, zwei blaugraue Blechetuis in Empfang nehmen. In dem einen Etui lag die Dienst-, in dem anderen die Maskenbrille. —

Und wieder einige Wochen später fuhren wir in Waggons nach Rußland. Es war ein sonniger Oktobertag irgendwo in Litauen. Adrian Mälcher und ich waren auf das Verdeck unseres Wagens geklettert und saßen nun dort oben beieinander. Ich hatte meine Dienstbrille aufgesetzt, während Adrian die seine an ihrer billigen Einfassung hielt und sie hin und her schaukelte. Plötzlich entglitt sie seinen Fingern, rollte und schleifte über die gewölbte Fläche des Verdecks, — dann hörte ich es klirren.

„Wir müssen Bescheid geben, daß —" rief ich.

Er sah mich ruhig an, als sei nichts geschehen, nahm dann aus seiner Tasche ein blaugraues Etui, öffnete es und holte an ihren grauen Bändern die Maskenbrille hervor. Der Zug fuhr immer weiter durch die unbekannte Landschaft.

Adrian Mälcher begann jetzt, mit dieser Brille zu spielen und zu tändeln. Lässig ließ er sie von einer Hand in die andere fallen. Ich wollte sie ihm wegnehmen, um neues Unheil zu verhüten. Er wehrte sich dagegen.

Landesbibliothek Oldenburg

„Ich träume nicht, wie du vielleicht denkst", sagte er.

Es dauerte nicht lange, da glitt auch seine zweite Brille über den Rand des Verdecks. Dann saß er lange schweigend neben mir. Als die Sonne sich zum Untergehen rüstete, fing er an, mit leiser, eindringlicher Stimme, wohl mehr für sich als für einen Zuhörer, Verse aufzusagen. Ich weiß heute nicht mehr, wie sie lauteten und von wem sie waren, aber an einen von ihnen werde ich mich immer wieder erinnern. Er sprach ihn zuletzt, als schon die ersten Sterne glühten, den melancholischen Sang des Chinesen Li-Tai-Pe. . .

„ . . . die Hand am Blick, und äuge stumm ins Land." —

Am 29. Oktober 1942, es war ein Donnerstag, befand sich Adrian Mälcher mit vier Kameraden in einem leichten Erdbunker bei Nowo-Kela am Ilmensee, drei Kilometer hinter der damals ruhigen Hauptkampflinie. Wir waren erst vor zwei Tagen hier angelangt und hatten vom Gegner noch nichts gesehen.

Gegen Mittag schlug ein Volltreffer schwerer Artillerie in jenen Erdbunker und zerstörte ihn völlig. Von den fünf Männern, die zuletzt in ihm sich aufgehalten hatten, fand man wenig wieder.

In dem Tornister von Adrian Mälcher, der mit anderem Gepäck an diesem Tage noch in unserem Bunker lagerte, entdeckte ich ein blaugraues Etui mit der Aufschrift „Dienstbrille". Als ich es öffnete, fiel mir statt der irgendwo in Litauen an einem Bahndamm liegenden Dienstbrille der Zettel entgegen, auf dem Name, Dienstgrad und Truppenteil von Adrian Mälcher verzeichnet waren. Außerdem wies das Blatt noch folgende Eintragungen auf:

„Maße der Brilleneinfassung: 62/40,
P. D. 62,
R. sphär. — 3,0,
L. sphär. — 3,0."

„Minus drei Komma null", las ich, und als ich noch etwas länger auf das weißgraue Blatt starrte, begannen die Zahlen zu tanzen, zu zittern und schließlich zu flüchten.

Dat Döönken

Von Heinz von der Wall

Döönkesvertellen is uk so wat as eene Kunst.

De eene bruukt man bloß sienen Mund apen tau dauhn, un de Lusterers lacht all; de ännere hefft dat nich so licht, aver he verlett sik ganz un gar up den Witz van dat Döönken, dat he sik utwennig lehrt hefft, un dann geiht uk alles klar; man de drüdde —

Nu, tau disse drüdde Soort Döönkenvertellers höört uk Bolken Franz.

Wi seeten in eene lustige Sellskup bi 'n Glas Wien. As dat denn so is —: Dor würd kaakelt un prahlt un queest un lacht, un wenn de eerste nix mehr

Landesbibliothek Oldenburg

wüß, füng de ännere an. Bloß Bolken Franz was de heele Tiet man wat sinnig wäsen. Ik seeg 't aver sien Gesicht an, dat he nadachde un uk wat tau 'n Besten gäven wull.

Ja, un as dann jüst kiener wat sä, kööm he taugange:

Dor is mal 'n Professor wäsen. Un as disse gelehrten Lüe dat ja hebben schöölt, har he uk siene leve Last, dat he mit de eenfachen Saken van 't Läven taurecht kööm. So fröög he an eenen Morgen siene Gemahlin, de Frau Professer: „Wat för eenen Dag hebbt wi eegentlik vandage?" De Frau wiesde up dat Blatt, wor he jüst siene Näsen in staken har: „Kiek doch vörne up de eerste Siete tau, dor steiht dat ja!" De Professer seeg dor siene Ogenglöser siene Frau an, schüddelkoppde un sä: „Dat hefft doch kienen Sinn. Dit is ja een olle Zeitung, wor ik in läsen dauh."

Bolken Franz schweeg, un siene Tauhörers schwegen uk. Nich eener lachde. Alle keken sik an.

Franz kreeg eenen hahnkammroden Kopp.

Tauleßde fröög Spierkamps Wilm, de Öllste in use Sellskup:

„Is dat Döönken ut, Franz, of geiht 'n noch wieder?"

„Ne, dat is ut", geef Bolken Franz trügge.

„Ik heff den Professer kennt, wor du van vertellt hest, Franz", sä Spierkamps Wilm do, un in siene Ogen glämerde een amüseerlik Lachen, „ja, he was 'n heel gelehrten Mann, un in väl Saken was he recht akkraat. As siene Frau üm sä, he schull man up den Kopp van dat Blatt taukieken, wat för een Dag was, do sä he nich eenfach: „Dit is ja eene olle Zeitung — ", do sä he: „Dit is ja de Zeitung van gistern, wor ik in läsen dauh."

„Stimmt! Ja, so heff he seggt", sprüng Franz van sienen Stauhl hoch. „Jüst so hefft he seggt! Ik har 't bloß nich mehr in 'n Kopp, ik har 't vergäten, wo genau he sik utdrückt hefft!"

Un alle, de dorbi wassen, füngen an tau lachen un kloppden sik för Vergnögen gägensiedig up de Schullern.

Un Bolken Franz was froh, dat sien Döönken doch noch tau so een gaut Enn' kamen was.

Rieke is veertig

Von Hans Varnhorst

As 'k teihne wör, dat wör al wat,
mit twintig wör ik schier un glatt,
van Johr tau Johr wörd bäter dat,
nu bün 'k utwassen man in 'n Swung,
mien Hart is noch so frisk un jung!
Wullst mit mi danzen? — Kumm mien Jung!

Landesbibliothek Oldenburg

De Musterung

Von Hans Varnhorst

Tauwielen süht dat ut, as wenn de Welt up 'n Kopp steiht. So wör dat ok an 't Enn van den lesten Krieg. De dütsken Landsers trampelden up al Straten van Europa rüm, un in Dütschland löpen de Amerikaners, de Engländer, de Franzosen un de Russen herüm. Dat wör een plietsk Wark! Wor use Seldaten sik wehrn un kloppen mößt harn, dor wörn se nich. Man dat har de Krieg so an sik, he möß ja wietergahn'n. Un dann fünden de hogen Führers in Berlin den Volkssturm ut. Al Mannslüe, ole Keerls un junge Bussen, de jüst noch 'n Püster drägen kunnen, mössen Seldat spälen un dat Scheeten un Dotscheeten lehrn. Un dann möß de Sieg ja van sülben kamen, sä'n de hogen Führers.

In de Weertskup tau 'n Ostentor in Lindern wör Musterung ansett't. In dat Lokal krämelde un wämelde dat van Lüe, un so wör dor helsken Bedriev un Larm. Een poor Dokters, Offziere und Schrievers löpen dor tüsken herüm. De Larm güng den Stabsarzt wecktied bannig up de Nerven, un rauhbulterig, as de Seldaten un ok wecke Dokters nu eenmal sünd, bölkde he in den Saal: „Meine Herren, Sie haben Ihre Futterluke nur dann zu öffnen, wenn Sie gefragt werden!"

Een van de Schrievers blöet in 'n grote Listen un röpp de Namens van de Lüe up, de dr bi 't Unnerseuken drankamen schölt.

„Löffler Anton!" röpp he nu.

„Hier!" bölkt een trügge.

Anton is al 'n Spier olt, un he süht ok so unschüllig ut, dat kieneen sik denken kann, dat üm dat Scheeten un Dotscheeten woll väl Plesejer maken kunn. Dat verraet he aver nich, jo nich, he heff 't dicke achter de Ohrn, un in siene Visasche kann nich een wat läsen.

De Dokter kick üm 'n bäten na un weet ok foorts, dat he karngesund un kavau is. He mott blot noch äben probejern, of he ok gaut kieken kann, süß schütt he doch blot Löcker in de Luft. Vör üm hang so'n afgrabbelt Plakat mit grote un lütke Baukstaben.

De Dokter segg: „Verdecken Sie das linke Auge mit der linken Hand und lesen Sie die Buchstaben, die ich Ihnen zeige, laut vor!"
Mit 'n dünn Stöcksken wiest he up een grot H.

Anton beert sik, as wull he woll läsen, kick niezke up de Tafeln, bögt sik een bitken vör, — man he swigg.

„Einen Meter vortreten!" snaut de Stabsarzt.

Anton geiht 'n Tratt vör, man he swigg as vörher.

„Noch einen Meter vortreten!"

Man bi üm kummt nix.

„Vortreten!" bölkt de Dokter vergrellt.

Anton deit dat, man he swigg un swigg.

Landesbibliothek Oldenburg

„Sie scheinen ein ganz sturer Bock zu sein! Können Sie denn überhaupt lesen und schreiben?!"

„Jawoll, Herr Stabsarzt!" knäterte Anton trügge.

„Dann müssen Sie die Buchstaben doch lesen können, Sie stehen doch direkt vor der Tafel!"

Halflut fluckert in 'n Saal een Lachen up, man de Dokter heff gaue Ohrn un lustert dor ok gaut hen un krigg dat ok mit. Buken Thrinken ehr Öllste heff mit 'n Gnifflachen in 'n Saal prußt: „De heff dor rechts doch een Glasoge!"

De Dokter steiht dor een'n Ogenslag, as harn se üm een vör den Brägen tüert. He kick Anton stur an, un man weet nich, of he üm utlachen of upfräten will. Dann fallt üm woll in, wat för 'n hoge Böntken he heff, un he bölkt grimmietrig: „Mensch, warum sagen Sie das nicht sofort, Sie Paradiesvogel!?"

Anton rett de Knaken tausamen: „Herr Stabsarzt haben eben doch selbst gesagt, wir sollten nur reden, wenn wir gefragt würden."

Tacho hett so'n Ding

Von Hans Varnhorst

Päpersacks Hinnerk wahnt in een van de olen Strohdackhüser, pläugt so 'n hännige Burnstäe un geiht näbenbi up 'n Veehhandel. Dat Geld snejet üm jüst nich in 't Hus, man sien Böntken is indrägelk naug, un he kann sik gaut helpen. In de Seieltied un Heieltied un Meiheltied klütert he wat up siene Buree ümtau, man dat Johr aver juckelt he van een'n Hoff tau den ännern un köff un verköff, wat he man kann. In de Tüskentied verwohrt sien Tresken mit den Söhn Jan un ehre beiden Döchters de Buree, un he brukt sik kine Sorgen maken.

He heff ok so 'n bäten van 'n Auto, wat so 'n ännerthalf Stiege Johre up 'n Puckel heff, un he is ok de eenzige, de den Wagen stüern kann. Up sien'n Trüggeweg bliff dat dann meisttied eenfach vör Putthoffs Harm siene Weertskup stahn'n, — so eenfach! Hinnerk wahnt in de Naberskup, un naher, wenn he sik een'n unnerknöpt heff, lett he den Wagen dor stahn'n un geiht in deepe Gedanken na Hus, wor he bi uträkt, wat he den Dag aver so verdeent heff.

Jüst puckert sien greune Auto weer aver de Straten un bliff dann unner den groten Kastanjenboom vör Putthoffs Weertskup stahn' un Hinnerk will utstiegen. He verfeert sik so 'n bitken, steiht dor doch al foorts de Schandarm Wittkopp an de Siete bi üm un bekick sik den Wagen van binnen un van buten.

Landesbibliothek Oldenburg

„Herr Päpersack," mennt de Schandarm, „Ihre Karosse ist auch wohl meist altersschwach! Wissen Sie, daß Sie sich strafbar machen? Sie haben ja gar keinen Geschwindigkeitsmesser am Wagen!"

„Wat is dat!?" segg Hinnerk, „ik strafbor??"

„Jawohl, Herr Päpersack, Tacho heißt so 'n Ding, da kann man drauf sehen, wie schnell man fährt. Das brauchen Sie immer!"

„Tacho?" gnöchelt Hinnerk, „heejwat, bruk ik nich. Ik mark dat ok so, wo drocke he löpp: bi veertig wackelt de Latüchten, bi füftig de ganze Kiste, un bi seßtig wackelt miene Tähne, man drocker löpp he averhaupt nich!"

Pleseerlik

Von Hans Varnhorst

Een grannig Lied
makt free dat Hart
un giff us lechte Stun'n,
de swore Tied,
so gries un swart,
is mit sien'n Klang verswun'n.

De Görnerske un de Bur

Von Hans Varnhorst

De Blaumen an mien'n Gorenpadd
de bleiht so gäl un rot,
man Jan, du Sleef, nu schäm di wat,
du trampelst mi se dot!
Dien' Stäweln so vull Mull un Smeer
trät liek dor baben aver her,
dat mag 'k doch gor nich lien!

Dien Blaumen sünd so week un bunt,
un Immen brummt dor in,
man weeker is dien seute Mund,
so rot is süß woll kien.
De kreckste Blaumen dat büst du,
un düsse Blaumen plück ik nu,
de mag 'k so geerne lien!

Ehr' Ögskes lücht't, Viölkes bleiht,
he krigg dat noch tau luun,
de Görnerske ehr Hart dat sleit,
de Draußel fleit't up 'n Tuun.
Un mit de Blaumen gleiht dat Wicht,
un Jan sien' Ogen lücht't un lücht't
as lechten Sünnenschien.

Landesbibliothek Oldenburg

De Star

Von Hans Varnhorst

As lechte Däuker fleegt de Hoore,
so güllen as Wellen
bi Vullmand un Wind,
un dukt un dwält
un bävert un bammelt,
een' Flaut van Flaß.

De Superlüchten
brennt as Sünnen.

De Backen glört
as Appeln rot in 'n Sünnschien,
kreck wippt dat Röcksken,
de Beene staffket nüdlik.

Krallogen plinkt as Steern,
twee Steern in düster Nacht,
un drägt een Lüchten
un Blitz üm Blitz
in dusend Ogen,
Weerlüchten ut de Höchte,
se glinstert . . . glinstert . . .

Musik prahlt dör den Ruum
un hinkt un jachtert
un krüpp in ale Timpens
un ballert, gallert
un prökelt in de Brägen
as Nervengas.

De Storm breck los
van dusend Han'n.

Dor smust de Sang ut seuten Mund,
lickmündket, snuckert
un futert, keekelt
un glümket, drüppelt, pülsket
un waßt . . . un waßt . . .
un werd een Orgeln,
wat dör de Eeken breck.

De Storm breck los
van dusend Han'n,
dat Jungvolk jucht
un quick un larmt
un wenkt un lacht,
stigg up de Stäuhle.

Landesbibliothek Oldenburg

Dat Lied geiht hochbeent dör den Saal,
so seut, so driest,
so groff un fien,
so schämerig un frech,
so utkokt un so simpel
un swankt un jankt
un wippt un wappt
as Sägel up de güllen Wellen.

... Dat is de Sang van Leeve ...

De Storm breck los van dusend Han'n.
dat Jungvolk jucht
un quick un larmt
un wenkt un lacht,
stigg up de Diske
un trett un trampelt,
de Wände bävert in 'e Grund.

Sietaf in 't Höcksken
sitt dann de Star
un smüstert ... smüstert ...
un wasket sik de Ogen,
twee Steern in düster Nacht ...

So grot un greun se uplücht't,
so drocke sackt se in dat Düster
as Novas in den blauen Dom.

✱

Grötter . . .

VON ERIKA TÄUBER

Över den eegen
Schadden springen!
Oh, wo giern
wull ik dat!
Man jümmers,
wo faken ik dat
ok versöken dee,
weer de Schadden
grötter as ik!

De Leiwams

VON ERIKA TÄUBER

Kumm ik nich vandaogen,
so kumm ik doch morgen!
Wat schall ik mi plaogen,
wat schall ik mi sorgen?
Laot de annern man jachtern,
de sünd ja heel fix! —
Jan-Bernd bleew wiet achtern,
keem sien Leevdag to niks!

Landesbibliothek Oldenburg

Die Sterne am Himmel -

sie sind immer da

Von Erika Täuber

Natürlich sehen wir sie nicht immer. Oft beachten wir sie auch gar nicht. Ich kann mich gut an einen Abend erinnern, als mein Vater mir den Sternenhimmel zeigte und erklärte. Es war ein kalter Abend und sehr früh dunkel geworden.

„Bald gibt es Frost. Die Sterne sind besonders gut zu erkennen!" sagte mein Vater. „Sie funkeln! Schau doch mal!"

Ich legte den Kopf in den Nacken und sah hinauf zum Firmament. Noch nie hatte ich einen so wundervollen Sternenhimmel gesehen. Hier und da glänzte ein Stern besonders hell; wieder andere hatten sich zusammengedrängt. „Das sind Sternbilder!" sagte mein Vater. „Ganz in der Näh der Milchstraße, guck doch mal, dort, das sind die Plejaden!"

Ich sah sie nicht.

„Plejaden?" fragte ich. Und so sehr ich mich anstrengte, vor lauter Sterne sah ich sie nicht.

„Man nennt sie auch das „Siebengestirn!" erklärte mein Vater. „Kannst du sie nicht erkennen?"

„Nein!" sagte ich fröstelnd und zog mir die Jacke enger um die Schultern. „Aber den ganz hellen Stern da oben, den kannst du doch von allen anderen unterscheiden?" mein Vater wies auf den Polarstern. Er beugte sich zu mir herunter und nahm mich auf den Arm. Das fand ich richtig prima; denn eigentlich war ich kein kleines Kind mehr, immerhin ging ich bereits zur Schule — seit einem halben Jahr.

O ja, jetzt sah ich ihn, diesen Stern. Polarstern! Ich konnte ihn mit Namen nennen. Erkennen und herausfinden konnte ich ihn, mit bloßem Auge erkennen — und es waren dort oben doch immerhin mehr als 2000.

„Dicht dabei, das ist der „kleine Bär"!" sagte mein Vater geduldig. Ich schüttelte den Kopf.

„Na, macht nichts!" meinte mein Vater. Dann wies er mit dem Zeigefinger direkt über die Wipfel der Kiefern.: „Schau doch einmal genau hin! Du mußt es erkennen, das Sternbild. Vier Sterne! Sehen sie nicht aus wie ein Wagen? Dann noch drei dazu, das ist die Deichsel! Du erkennst alles? Das ist schön! Da oben, das ist der Himmelswagen im „großen Bären"!"

Ich schaute hinauf. Ganz deutlich sah ich den Himmelswagen und war glücklich. Der Himmel war mir vertrauter geworden. Als mein Vater mich wieder auf die Erde gestellt hatte, rannte ich ins Haus, um meiner Mutter die Neuigkeiten zu erzählen..

Landesbibliothek Oldenburg

Am alten Hauptweg von Bethen nach Beverbruch und Nikolausdorf.
Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen (1933)

Landesbibliothek Oldenburg

Oft habe ich seitdem abends zum Firmament hinaufgeschaut. Den „Himmelswagen" im „großen Bären", ich erkannte ihn sofort, wenn ich aus der niedrigen Tür unseres Strohdachhauses trat.

Das ist nun schon lange her. Viele Jahre, ja, Jahrzehnte sind vergangen. Meine Kinder sind inzwischen erwachsen. Kürzlich konnte ich zum erstenmal eine sehr große Reise unternehmen. In Amerika war ich — am Fuße der Rocky Mountains, an der Grenze zwischen Texas und Mexiko. Fast vierzehn Stunden war ich mit dem Flugzeug unterwegs gewesen. Wie weit von allem, das mir bisher vertraut war. Doch ich war begierig, alles Neuartige, Fremde zu sehen.

Die Tage waren sonnig und heiß im Mai, die Luft dünn; doch der Abend kam schnell. Die Dunkelheit setzte fast übergangslos ein. Da gab es nicht das allmähliche Abklingen der Farben, kaum eine Dämmerung. Der Abend brachte Kühle und fast plötzliche Dunkelheit mit sich.

Obwohl es dort nicht üblich ist, außerhalb der Stadt zu Fuß zu gehen, tat ich es gerne. Oben am Berg hatte man eine schöne Aussicht hinunter auf die unzähligen Lichter der Stadt. Alles war so fremdartig — und manchmal, wenn ich so allein ging —auch beklemmend.

Ich schaute zu den Berggipfeln empor. Die Umrisse waren noch deutlich zu erkennen, während die kahlen Hänge bereits im Schatten lagen. Mein Blick wanderte weit über das Firmament. Wie nah der Himmel war, näher als er mir jemals gewesen war — rein optisch. Und dann, als ich den „Himmelswagen" im „großen Bären" entdeckte — auch gefühlsmäßig.

In diesem Augenblick sah ich mich wieder als Kind. Ich erinnerte mich wieder an den Abend, als mein Vater mir den Sternenhimmel zeigte und erklärte. Tröstlich, daß die Sterne über uns sind. Und sie waren schon da, ehe sich das Leben auf der Erde regte und wir Menschen Gestalt annahmen.

Günsiet

Von Heinz Strickmann

Natz simuleere, wu sik de Welt doch ännert har. He konn nich begriepen, dat se Gesetze maokt harn, wogägen se sik nich wehren konn. Wäkenlang was he nu al naodenklik, leet den Kopp hangen, un dat Äten wull em ok nich recht smecken. Sin Liefsmuus, Dicke Bauhnen mit Speck, konn he nich daol kriegen.

Dat alles köm daovon her, da se em sine fief Schäppelsaot Land, de he up de Hollhuorst liggen har, entegnet harn. He har sik wehrt up Hals un Kraogen, har protesteert un schollen, man et har niks holpen. Sin Land was he nu los, dat Land, dat he arwet har, dat em un ok sine Familge in de laipen Tieten an't Läben hollen har. So manchen Zentner Tüffeken har he mit'n Handwaogen nao Hus bringen konnt. De Naobers har he holpen, se weer'n

Landesbibliothek Oldenburg

versmachtet, niks to äten harn se hat, un de Mannslüd weern in'n Krieg. An sin Land hüng he, un dat har he sin läbenlang nich verköfft. Se harn em 'n Haopen Geld baoden, aower he har immer seggt: „Land is kien Hannelsobjekt, dat kann's blos eenmaol verkoopen, Land is nich tau ersetten, un dat kann's ok nich weerkoopen." Nu harn se, ohne väl tau froogen, em dat Land wegnaohmen, un em ok nich den Pries betaohlt, den se em erst baoden harn. Man üm dat Geld güng em dat nich. Geld har he wull, he kreeg Rente, un de Kinner wöern groot un konnen sik sölwer al helpen. Nee, dat Land, dat arwte Stück Land, günsiet von't Dorp, dat har em up de aollen Daoge noch Plasseer maoken sult. Nu weern de Baggers un Raupen doer tau fräten, Stück föer Stück schläpden se wäge, un de Hollhuorst seeg ut, as nao'n Bombenangriff.

„Vader, nu laot et doch gaud wäsen, et is doch nu niks mehr tau ännern, wi könnt us doch nu woll ohne dat Land helpen, ik verdeihn doch gaud, un Äten un Drinken heb wie ok naug", sä Jan, un he keek sinen Vader mitleedig an. „Ja, dat heff wie, Äten un Drinken naug", un Natz mög woll denken: „Gi verstaoht mi alle nich mehr."

„Blos üm den Verkehr ut dat Dorp tau bringen, mötet de dat beste Ackerland föer de neien Straoten stählen; Ümgangsstraoten ümp't Dorp, is dat dann nödig?" Natz schüddelte sinen griesen Kopp hen un her.

Een Lastwaogen föherde döer de Straoten; dat Hus bäwerde; man konn sin eegen Wort nich verstaohn.

„Vader, du hest et doch nu hört", smeet Jan in, „so kann't doch ok nich widergaohn, Dag un Nacht den Larm, un hest du et dann vergäten, dat se nu al twee Kinner up use Straoten dodfeuert hebt, unschullige Kinner?"

„Nee, Jan, dat heff ik nich vergäten, aower hest du vergäten, dat de Autofaohrers de Schuld harn? De hebt doch tau drocke feuert."

Man Jan sweeg still. Vader wull et nich glöben, dat de Straoten nödig weer. Dag föer Dag güng Natz nu nao Günsiet, nao de Hollhuorst. Doer stünn he stunnenlang, de Hannen in'ne Tasken, un bekeek sik, wu sin Land un dat Land von de ännern Buern utanner feuert würd. Dat bleef ok so, as de Straoten lange farig weer un de Verkehr in beide Richtungen brusede.

Eenes Daoges, et weer so'n näweligen Harwstdag, de Kraihen haollen al eehr Konzilium, as he, de Hannen deip in'ne Tasken, mutterseelenalleen nao Günsiet güng. He köm nich weer trügge. Wu et passeert is, nich eene het et sehn. De Näwel mag ok tägen em wäsen sin, he wuer anfeuert un was up de Stä dot. Nu bleef he Günsiet, Günsiet von't Dorp.

Günsiet von't Dorp har he sin Land hat, Günsiet von't Dorp leeg Kösters Kamp. Nao Günsiet mötet wi al. De eene brukt achsig Jaohr un mehr, de ännere 'ne Stunn un weniger. Dat Läben mestern, et is gliek, wat de kump, met de Tiet gaohn, vlicht kanns dat Läben verlängern, man schenket werd di dat Günsiet nich. Us Herrgott kennt ok dine Stunde.

Landesbibliothek Oldenburg

Hochzeit im Froschteich -

die Stertpoggen kommen!

Von Martin Pille

Der Frühlingswind der letzten Tage und Nächte hat sie geweckt, die braunen Gesellen, die im Schlamm des Dorfteiches den Winter verschliefen und verträumten. Nun sind sie alle an die Oberfläche des Tümpels gerudert, und erstaunt und neugierig blickten sie mit ihren Glotzaugen dem abziehenden Winter nach. Ja, wir kennen sie noch, die alten Bekannten des vergangenen Sommers, die braunen Grasfrösche. Damals begegneten sie uns oft in der Grasmahd, in der Wiese und im feuchtem Grunde. Als es dann herbstete, strebten sie alle den Dorfteichen und Froschtümpeln zu. Instinktsicher fanden sie den Weg zu ihren winterlichen Schlafplätzen. —

Nun ist wieder ihre Zeit gekommen — Hochzeit im Froschteich! Wie sie sich zu Knäueln an die Oberfläche des Wassers drängen, wie sie ihre Nebenbuhler wenig rücksichtsvoll abdrängen von ihren hübschen Froschdamen! Eine einzige wabernde Oberfläche! Und wenn sich der Frühlingsabend über den Dorfteich senkt, verleihen sie ihrem Liebeswerben hörbaren Ausdruck durch ein behagliches Knurren. Wer die Sprache und die Laute der Natur nicht versteht, der glaubt, Lastzüge über ferne Straßen rollen zu hören. Recht eintönig nur ist das Lied des braunen Grasfrosches. Mit neidischen Ohren wird er an warmen Maiabenden dem Liebeslied seines Vetters, des grünen Wasserfrosches lauschen, das alsdann erklingt: Koa, koa, breekkekeke, oak, oak, oa . . .

Nur noch ein paar Tage und wir werden an sonnigen Stellen des Teiches die ersten Froscheier entdecken, schwarze Klümpchen, geschützt und eingehüllt in einer dicken Gallerthülle. Die Wärme des Wassers wird sie zum Leben erwecken, zu Wesen, die mit ihren langen Ruderschwänzen ihren Eltern so gar nicht ähnlich sehen. Und dann hören wir den Ruf der Dorfjungen: „Die Stertpoggen sind da!"

Sönndagmorgen

Von Maria Hartmann

Achter'n Huuse, in de olen Bööm, gurren de Holtdoven, deip un verleivt. In „Hinners Wellen" slög de Nachtigaol. Sülverfiene Meesenstimmkes klüngen dortüsken un dat Fleiten van de Singdrausseln. Un de Kuckuck aoverslög sik.

He röp: „Kuckuckuck! Kuckuckuck!"

Dör de Gadin'n kröp'n Sünnstraohl. So fien un dörsichtig, at wenn he ut Goldfaöden spunn'n wör. — He wippkede aover mien Gesicht, smeet'n poor Kringeln an de Wand, brök sik in de blanken Kristallvaosen mit de ein'n Rausen un zauberde'n lütken, bunten Rägenbaogen an de Döörn. —

Landesbibliothek Oldenburg

In Dörpe füngen de Klocken an tau lüen.

Dat wör Sönndag — Sönndagmorgen.

Dat Woort heff för mi immer noch'n besonnern Klang, heff noch so'n lechten Schämer ut mien Kinnertiet, wor de Sönndag us Herrgott sien Dag wör. Körtlig bin ik es weer den Dreividdelstun'nweg tau Faute nao de Karken loopen. — Nich aover de Straoten, wor de Autos flitzt, nee, den smalen Pattweg bin ik gaohn, an Tün'n un Haögen langes, an Wisken vuller Botterblaumengold, an Bööm, de in't eierste Bleihn stünnen. — De Wildrausenbusk an't Euwer seet vull van blaßrosa Knöppkes, de jüst anfüngen aopentauspringen. —

At ik an ühm vörbigüng, köm mi son lütke Begävenheit van fräuher in'n Sinn.

De Jaohre füllen van mi af. — Ik wör weer'n jung Wichtken un köm ut de Homisse.

Dat wör jüst son blaun Sönndagmorgen at nu.

Ik güng aover dat run'n Koppsteinplaoster an de engen, spitzgäveligen Hüser vörbi. Un bi jeden lütken Hökerlaoden keek ik gave in't Schaufenster.

Nich wägen de Utlaogen, vanmorgen seeg ik nich es de dicken Bomsgläöser mit Liebespardeln un Himbeerboms — ik sochde mien Speegelbild in de Glaosen.

Har ik doch taun eierstenmaol mien neie blau un witt rütkete Musselinkleed an, mit den wieten Glockenrock, de mi so weik üm de Knei füllt. —

Jüst at dat nu weer Maude is.

Ik füng an, hoffartig tau weern, un dat wör'n ganz neit Gefäuhl. Vör mi güng'n Drummel Naoberlü. Uk Menken Fritzken.

Un de scholl nich den ganzen Trüggeweg bi mi anpattken. —

Ik kunn ühm nich utstaohn.

De Timpen van sien Schillerkraogen krünkeln sik so putzig nao baoven, un meisttiet treet he sik up de aopen Schauhbän'n. Tüsken sien breit'n Bottertähn har he'n Slopp. Un jedesmaol, wenn he mi so luurig van de Siet ankeek, stöttde he dör dat Slopp so'n scharpen Zischluut ut. — Dat konn ik nich af. Dorüm güng ik achter den dichten Hülsenhaogen langes, de sik van't leßte Huus in'n Dörpe bett taun Sandweg hentrück.

Dor täuwte ik, bett de ganze Koppel van de Straoten afböögde un üm'n Dreih verswünd.

De Wind dreev noch'n poor Wöörter nao mi her, halve Sätze, de ik nich verstünd — ein lütket Lachen van Thresken — dann wör't still. Nu har ik den Sönndagmorgen för mi allein, den blausiedigen Himmel un de bunten Wisken, dat deipe Immengebrummel un de witten Steernmargeriten an'n Wäge.

Landesbibliothek Oldenburg

Bi't Wiskeslopp bleihde de Wildrausenbusk. Un in de ein'n Rausen, midden tüsken weike, rosa Blaumenblöör, seet'n Sünnvaogel —
ein Pfauenooge.

Ein Paradiesvaogel ut Samt un Siede, mit Goldstoff aovertrocken. Wat schämern sien Fläogel in de Sünn! He rögde sik nich. Un mi pück de Lust, den Wunnervaogel tau fangen. Ik woll ühm in mien Hand hol'n. He scholl mi hörn, wenn uk blos för'n korten Ogenblick. Ik hüllt den Aom an, bögde mi nao vörn, un jüst, at ik men'n, dat Stücksken lebennige, bunte Siede tüsken mien Fingerspitzen tau spürn, slög he mit de samtigen Fläogel, trüselde'n poormaol up un daol un danzde in'n Himmel.

Ik keek ühm nao. — Viellicht wör't bäter so. Viellicht wör wat van den fien'n Goldstoff an mien heiten Fingers hangen bläven, un ik har ühm wat van den weiken Schämer naohm'n. —

Ik dreihde mi üm, un at ik mit ein Faut up'n Pattweg sprüng, geev dat son korten, knappen, drögen „Ratsch". Ik stünd at fastenaogelt. Mien Hals wör ganz stief, at ik den Kopp bisiet dreihde un aover de Schullern schielde — dor wör wat Gräsiges passeert. — De wiete Glockenrock har sik in'n Rausenstruuk vertaokelt, ein groten Winkel jaopde mi intaumeute. Mit bäverige Fingers trück ik dat Kleed van de Tackeln. Traonen sprüngen mi in de Ogen, un de Sönndagmorgen wör up einmaol gries un düster. — De Immen brummen, at wenn se stäken wull'n; de Holtduven lachden mi wat ut, un de Kiwitt röp: „Igitt! Igitt!"

Mit stiefe Knei settde ik ein Faut vör'n ännern. Dann füng ik an tau loopen. Ik löp un löp — bett nao dat Krüz an'n Wäge. — Dor stünd ik un bävermündkete: Oh Du leive Gott, maok doch mien Kleed weer heil." Un ik har mi kien Spierken wunnert, wenn dat Lock verswun'n wän wör.

Na, mien Süster hefft ganz fien taustoppt. Well't nich wüß, de seeg't nich es. — Aover mien Gloove an de Allmächtigkeit Gottes, de har'n aorigen Knacks weg. —

Intüsken wör ik ünner Dröömen un Sinneiern in'n Dörpe ankaomen. — Dat runn'n Koppsteinplaoster geeft all lang nich mehr, un de engen, spitzgäveligen Hüser harn sik grot un breit maokt. De lütke Hökerlaoden wör vör teihn Johr verswun'n, wor Kraomers Mudder domaols achter den wittschürten Tresen stünd, mit ehr Hand in't Glas langde un us de ro'n Himbeerboms in spitze Tütkes tellde. Up'n Marktplatz riegde sik ein Auto an't änner. De Karklü in ehr'n Sönndagsstaot steegen ut — väl mit'n Gesicht, at wenn ehr dat Lachen frömd wör. Of dor woll ein'n tüsken wör, de vanmorgen'n Rausenstruuk mit rosa Knöppkes seihn har?

Ein Wichtken güng aover de Straoten, jung un slang. De Wind spälde mit ehr blonden Hoor. — Un „kiek an", bi Zanners Schaufenster verhüllt se ehr flinken Trä un dreihde dat Köppken nao links. Se har'n blau un witt rütket Kleed an, mit'n wiet'n Glockenrock, de ehr weik üm de Knei füllt.

Blos de Rütkes wörn grötter, at de in dat Musselinkleed vör fiefunveiertig Johr.

Landesbibliothek Oldenburg

Weg im Hopener Burgwald bei Lohne Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen (1970)

Landesbibliothek Oldenburg

Kinder gehen fort

Von Maria Hartmann

Kinder gehen aus dem Haus,
und so wird es immer sein.
Brauchen plötzlich uns nicht mehr,
schaffen es allein.

Wieder fällt die Tür in's Schloß.
Plätze am Tisch bleiben leer.
Bitterkeit steigt in uns hoch.
Stunden schleichen schwer.

Betten duften sauber frisch.
Jäh kommt es uns in den Sinn,
Daß nun lange keiner mehr
atmen wird darin.

Finger streichen unbewußt
ein paar kleine Falten glatt.
Schachspiel ist noch aufgestellt.
Wer setzt uns nun „matt"?

Bücher fehlen im Regal,
und der Plattenschrank ist leer.
Heiße Musik, Hit und Pop,
stört uns nun nicht mehr.

Stille macht sich breit im Raum,
der so voller Leben war.
Daß wir wieder ärmer sind,
wird uns schmerzlich klar.

Lange stehen wir am Tor.
Horchen auf den fernen Zug.
Schauen fragend, stumm uns an:
Taten wir genug?

Kinder gehen von uns fort.
Wir halten nicht mit ihnen Schritt.
Und ein jedes nimmt ein Stück,
von unserm Herzen mit.

Landesbibliothek Oldenburg

De Schaul wett slaoten

Von Maria Hartmann

Man segg, sei paßt nich mehr in use Welt,
is aoverhaolt un wett tau't ole Isen tellt.
Doch manges fraogt wi us —
ist al woll recht un gaut,
wat wi bedrievt, un wat wi daut?
Deit di't nich leed, dat man, wat all solang besteiht,
einfach bisiete schuv — un van sik deit,
at twei avloopen Schauh — at ein verslätten Kleed?

De Schaul wett slaoten.
Du hörs kien Kinnerfautgetrappel mehr.
Kien A. B. C. — kien Einmaolein,
kien Kinnerlied, kien Schaulgebet,
kling dör de aopen Fensters nao di her,
kien Lachen un kien Schrein.

Un manges bliffs du up'n Schaulplatz staoh'n,
maols Kringeln in den Sand
un kumms in't Sinnen.
Kiks nao dat Swölkenest —
un nao de Rausen an de Backsteinwand,
lusters — wo still dat is door binnen.
Lusters un wunners di.
Dann fallt di't in: de Schaul is ja slaoten.
Du trecks dien Schullern hoch
un geihs mit grote Trä
an de verslaoten Döörn vörbi. —
Mit grote Trä, up liese Saohl'n.
Dat is di tau, at har man di wat staohl'n.

De lüttke Isenbohner

Von Franz Dwertmann

Uk bi use brave Isenbohn häv sik mit de Tied väles ännert. Wenn fröher up'n Bohnhoff een Zug offöhrn schull, dann fleit de Bohnvorstehr up sien Fleitpiep: Wuff — wuff — wuff — de grote schwarte Lokomotive trück an, un de Zug rullde de Gleisen hendohl.

Nu harn over bold eenige Fohrschölers sik uk een Fleitpiep besorgt un versöchten, den Zug offöhrn tau loten. Dat kunn nich angohn, un de Isenbohners müssen sik wat Nees utdenken.

Do hebbt se den Fohrdeenstleiter eene rode Müssen upsett, dat de Lokföhrer seihn kunn, off de richtige Fleitpiep fleiten dö. Un dann gew he Damp: Wuff — wuff — wuff — wuff —

Landesbibliothek Oldenburg

Over up de roden Müzzen wör mit de Tid uk nich naug Verlot. Un dorüm heff sik de Isenbohn een neiet Teiken infallen loten. De Beamte van den Fohrdeenst kreg eene Kelle inne Hand; dat was een Holtstäl van halven Meter un dorup set boben eene runne Blickschiewe, de up de eene Siet witt mit rot un up de annere Siete witt mit grön anmolt was. Wenn nu de Zug offöhrn schull, hüllt de Isenbohner de Winkerkelle mit de wittgrönen Siete ganz hoch, dat de Kerls up de Lokomotive dat dütlik seihn kunn — un los güng dann de Fohrt: Wuff — Wuff — wuff —

In Sedelsberg wör domals up'n Bohnhoff en Isenbohner — dat was so'n ganz lüttken Kerl! De Zug, de morgens von Ocholt köm un de Lüe un Schölers van Barßel, Elisabethfehn un ut'n Soterland no Frieseithe brochte, möß üm neigentein Minuten vör Acht ut Sedelsbarg offöhrn. An Enne van dissen Zug hüng de Schölerwogen — in de eene Hälfte seten de Wichter, in de ännere de Jungens. Up,n Sedelsbarger Bohnhoff reten al de Fohrschölers de Fenster open un keken up den lüttken Isenbohner, de um twintig vör Acht ut'n Bohnhoff köm — de roden Müzzen up'n Kopp un de Winkerkelle in sien rechten Hand . . . De Schölers keken up de Uhr — un in den Ogenblick, wenn de grote Wieser up neigenteihn vör Acht sprüng, dann röp de ganze Sellskup luthals: „Wie groß ist denn unser Kleiner . . .?" De lüttke Isenbohner — off he wull oder nich — he müss sien Arm ganz hoch nähmen — un dann röp de ganze Bagage: „So groß — sooo groß ist unser Kleiner —".

Dat spill güng Morgen för Morgen so — woll veerteihn Doge lang, un use lüttke Isenbohner müg sik al bold nich mehr seihn loten. — Over dann leten üm de Bohnschölers doch in Ruh, se harn sik neie Töge utdacht.

Wormit bewiesen is, dat de Fohrschölers ümmer al een besünners utloten Volk wör — vör füftig Johr nich anners as vandaoge — blot, dat hütigentids ehre Sträke sik mehr van de Isenbohn in den Schaulbus verlogert hefft.

Ick meene, för gaut holln kann man ehrn övermeudigen Spijök fröher un vandoge nich — over een Oge taudrücken mott man bi de Fohrschölers woll alletied.

Heini, der Schneider wurde

(Auf der Schattenseite des Lebens)

Von Josef Alfers

Hannchen war jüngstes von acht Kindern eines Kleinbauern. Die große Kinderzahl und die ärmlichen Verhältnisse hatten bewirkt, daß das Mädchen schon seit dem zwölften Lebensjahr den Lebensunterhalt bei harter Arbeit als Magd auf Bauernhöfen verdienen mußte. Als 20jährige Großmagd war sie auf einem Hofe bedienstet, wohin in der Ernte ein junger Mann aus dem Nachbardorf als Erntetagelöhner zur Arbeit kam. Man kannte ihn als einen Trinker. Angetrunken war er jähzornig und brutal und hatte dann immer Händel mit anderen. Er machte Hannchen den Hof, und

Landesbibliothek Oldenburg

es hieß, daß sie heiraten wollten. Gut meinende Leute warnten: Wenn sie nicht ihr Leben lang geprügelt werden wollte, möge sie sich die Heirat überlegen. Aber eines Tages schenkte sie einem kleinen Jungen das Leben, der den Namen Heini erhielt. Für Hannchen war es schwer, doch sie sah von einer Heirat ab. Das war zu ihrem Glück. Oft hat sie die Frau ihres einstigen Liebhabers im Nachbarort bedauert ob der brutalen Behandlung des betrunkenen Mannes.

Hannchen fand nur schwer einen Dienst wieder. Sie mußte viele Zurücksetzungen und Erschwernisse in Kauf nehmen. Heini blieb vorerst bei den Großeltern. Als er etwa neun Jahre alt war, starb die Großmutter. Auch Hannchens ältester Bruder im Hause heiratete, und Heini war nun sehr unerwünscht. Vom Armenvater der Gemeinde wurde er an eine Witwe ausverdungen. Dort mußte er fast über seine Kräfte für seinen Lebensunterhalt arbeiten.

Bis zur Schulentlassung erfuhr Heini schon ein gerütteltes Maß an Zurücksetzung, Rücksichtslosigkeit, ja, Brutalität. Dann kam er als 14jähriger zu einer Schneiderfamilie. Der Mann, etwa 50jährig, betrieb sein Geschäft in und außer dem Hause mit Karl, dem Gesellen, der ein schweigsamer, ruhiger, junger Mann war. Neben zwei Milchkühen hatte die Familie einen kleinen Ackerbau, um den die Frau und Heini sich mühten. Wenn der Meister und der Geselle zu Hause in der Schneiderstube arbeiteten, wurde der Junge des öfteren in der Schneiderstube beschäftigt. Er mußte Reihdrähte ausziehen und lernte, einen Knopf richtig anzunähen. Obwohl Heini wegen seiner unehelichen Geburt nicht als Lehrling anerkannt wurde, versuchte der Meister doch, ihm die Schneiderkunst ein wenig nahe zu bringen. Ja, er nahm ihn gelegentlich mit, wenn er außer Haus zur Kundschaft ging.

Heini hatte in den ersten Jahren einen schweren Stand. Der Meister war ein bissiger Mann und handelte nach dem Grundsatz: Lehrjahre sind keine Herrenjahre. Wenn Heini etwas verkehrt machte, konnte der Lehrherr fürchterlich aufbrausen. Dann fuhr die Nadel des Meisters dem erschrockenen Heini drei- bis viermal in die Weichteile. Sobald dieser laut aufschrie und sich ihm die Augen mit Tränen füllten, brachte das den Alten noch mehr auf die Palme.

Wie so ein Lehrlingstag von Heini beim Meister aussah, erzählt mein Vater am besten selbst, wie folgt: Ich war etwas jünger als Heini, fast 14jährig, meine Brüder zwölf- und neunjährig. Eines Tages, im ersten Dezemberdrittel, sagte Vater: „Gaunsdag (Mittwoch) kump dei Sönndaogsschnieder." — Also der, der die Sonntagsröcke und Hosen schneidert. — „So, so", meinte Mutter dazu. — Gaunsdag lag eine dünne Schneedecke. Es war noch dunkel. Da ging die Seitentür auf, und herein kam als erster der Schneidermeister, ein hagerer, großer Mann in Stiefeln, einen Handstock in der Hand und einer Mütze auf dem Kopf, die ihn noch größer machte. Dann erschien der Geselle, und zuletzt kam Heini, der einen großen Packsack auf dem Rücken schleppte. Mutter geleitete die drei in die Stube. Heini legte den Sack auf den Tisch und begann ihn auszupacken. Drei Sitzkissen waren drin, ebenso drei Paar selbstgenähte Pantoffeln, ein Kästchen

Landesbibliothek Oldenburg

mit Nadelkissen und Kreide, eine Rolle Papier, eine Elle und eine große Schneiderschere. Heini half dem Meister aus den Stiefeln und stellte sie neben den Ofen, wohin auch des Gesellen und Heinis Holzschuhe kamen. Alle drei zogen ihre Pantoffeln an. — Mutter brachte Vaters Überzieher und einen alten Sonntagsrock, aus denen für uns drei Buben drei Hosen gefertigt werden sollten. Der Meister besah sich die Kleidungsstücke. Dann trennte der Geselle sie auf, wobei Heini helfen mußte. Indessen mußten wir drei Jungen uns aufstellen, und der Meister nahm Maß für die neuen Hosen, nahm die Rolle Papier, maß und zeichnete darauf und schnitt die aufgezeichneten Stücke ab. Bald darauf rief die Mutter zum Frühstück in die Küche. Es war schon geschlachtet worden, und es gab eine Pfanne voll gebratenen Wurstbrotes. Mit der Gabel nahm man sich die Scheiben aus der Pfanne und verspeiste sie. Dazu gab es Buttermilch, mit Roggenmehl zu einem Brei gekocht. Während der Meister und der Geselle fünf bis sechs Wurstscheiben verspeist hatten, waren es bei Heini nur zwei gewesen. Er wurde mit dem heißen Zeug so schnell nicht fertig. Doch als er noch eine Scheibe nehmen wollte, schlug der Meister ihn mit der Gabel auf die Hand, und der Appetit war fort. — Mutter goß ihm dafür noch eine Tasse Buttermilch ein. Sie fragte den Meister, ob der Junge nicht satt essen dürfe, worauf der Meister mit bösem Blick antwortete: „Fette Lehrjungen sind des Meisters Schande. Danken, Jungs!" sagte der Meister, dann gings wieder in die Stube. — Der Schneider zog nach dem Papiermuster Kreidestriche und Bogen auf den Stoff. Der Geselle schnitt mit der großen Schere die Striche und Bogen genau nach. Nachher schwang er sich mit dem Sitzkissen und einigen Stoffstücken auf den Tisch, und hei, wie die Nadel flog. — Der Meister schnitt nun aus den Futterstücken mehrere kleine Stücke zurecht und bedeutete dem Jungen, wie er es anfangen mußte, um Hosentaschen daraus zu machen. Heini stieg auf den Tisch und fing ebenfalls an zu sticheln. Dann schnitt der Meister die beiden kleinen Hosen meiner Brüder zu und warf die Stücke zum Gesellen hinüber, der die Stücke legte, wie sie zusammengehörten. Die kleineren Stücke wurden zu Schnallen und Aufschlägen gebraucht. Nur kleine Schnitzel blieben übrig. — Am Ende kam Vater an die Reihe. Der Meister maß, schrieb, zeichnete und schnitt große Stücke aus der Stoffrolle, die ihm Mutter für Vaters neuen Anzug gebracht hatte. Wenn ich irgend Zeit hatte, stand ich in der Stube am Tisch und schaute den dreien zu, deren blanke Nadeln nur so flogen. — Auch der Meister saß auf dem Tisch. Plötzlich war ihm wohl etwas Arges in die Nase geraten; denn blitzschnell fuhr die Nadel ein-, zwei-, dreimal dorthin, wo Heini die Tischplatte berührte, der ebenso oft hochhopste. Verflixter Stänker! Heini verzog das Gesicht ganz jämmerlich, und Tränen traten ihm in die Augen. Dabei hatte der arme Kerl längst nicht soviel Wurstebrot gegessen wie ich. — Dann schickte mich Mutter auf die Hille, um Stroh für die Kühe abzuwerfen.

Als ich dort oben über die Ungerechtigkeit in der Welt nachdachte, kam der Meister auf die Diele, tat einige kuriose Bocksprünge und stieß als Jäger wohl in sein Horn, daß es eine helle Freude war. Sogar die alte, bunte Liese hob den Kopf beim Wiederkauen. Nach Heini berechnet, hätte ihm dafür mindestens eine dreizinkige Heugabel in die Kehrseite fahren müssen.

Landesbibliothek Oldenburg

Bald darauf rief Mutter zu Mittag. Sie hatte eine große Schüssel mit grünem Kohl auf den Tisch gestellt. Jeder bekam seine Enden Mettwurst und ein Stück Speck auf den Teller. Der Meister nahm eine Kelle und teilte Heinis Wurst in zwei Teile, legte davon eine Hälfte auf seinen Teller und meinte zu Mutter: „Zuviel Fleisch verdirbt den Charakter." — „Aha", meinte Mutter trocken, „also daher der schlechte Charakter." Heini hatte dazu nichts zu bemerken, er suchte wenigstens soviel Kohl für sich zu retten als möglich war. — Nach dem Essen traten die drei für einen Augenblick ins Freie. Der Geselle rauchte ein kleines Pfeifchen, und wieder ging es an die Arbeit. Zur Vesperzeit gab es Grützebrot. Jeder legte sich auf eine Schwarzbrotschnitte soviel gebratene Grütze aus der Pfanne, als er wollte. Dazu gab es wieder Buttermilchbrei. — Ohne weitere Zwischenfälle war gegen Abend die erste Hose fertig. Heini mußte Reihdrähte ausziehen und Knöpfe auf die Stelle setzen, die der Meister mit einem Kreidekreuz bezeichnet hatte. Gegen halb sieben war Feierabend. Zum Abendessen gab es aufgewärmten, warmen Kohl und Milch mit Schwarzbrot.

Heini hatte einen Teller Kohl verputzt und nahm auf Zureden meiner Mutter noch einen Teller. Der Meister sah ihn böse an, was nichts Gutes ahnen ließ. Heini stellte dem Meister die Stiefel hin und räumte die Utensilien zusammen. Jeder griff seine Mütze, und in derselben Reihenfolge wie sie gekommen waren, gingen sie. Mutter leuchtete mit der Sturmlampe bis auf den Weg. Ich blieb noch am Wege stehen, hörte ein Lachen des Gesellen und darauf Heinis jämmerlich quäkende Stimme: „Au, Meister, Meister, au, au!" Dann des Alten Stimme: „Alter Vielfraß, hier die Luft auch noch zu verpesten! Ein Mal noch, und ich nähe dich hinten dicht." Dazu waren klatschende Geräusche zu hören, wie wenn man mit einem Stock auf ein Ledersofa schlägt. — Mit Grauen machte ich mich ins Haus. Nachts sah ich einen schrecklichen Traum, wie Heini nackt auf eine Leiter gebunden war und der Meister ihn mit der Elle und dem Handstock verprügelte. Als er ihn mit einer fast armlangen Nadel und einen dicken Bindfaden dichtnähen wollte, schrie ich im Traum laut auf. Mutter kam an mein Bett, um zu sehen, was los war.

Am anderen Morgen waren alle wieder zur Stelle. Dem Heini hatte man ein Plätteisen und zwei Eisenbolzen aufgeladen. Alles ging seinen gewohnten Gang, als ob nichts geschehen war. Nur ich sah den alten Meister mit anderen Augen an. Es war so um die Vesper, als ich den dreien zusah und Mutter in die Stube trat. Sie sagte: „Junge, geh dort weg! Du stehst dem Meister im Wege!" Gerade hatte der Alte einen neuen Faden in die Nadel gezogen. Ehe ich verschwand, fuhr mir die Nadel in den Arm und dann noch einmal. Jetzt begriff ich Heinis Tränen. Als ich schweigend abtreten wollte, meinte der Alte trocken: „Mir stehst du nicht im Wege, bleib ruhig stehen." Aber ich war ganz anderer Meinung. — Am dritten Tage kamen nur der Meister und der Geselle, aber am letzten Tag war auch Heini wieder dabei. Bis zum Mittag waren die Hosen für uns Buben und der neue Anzug für den Vater fertiggeworden. Dann wurde gegessen. Darauf kassierte der Meister seinen Lohn, zog die Stiefel an, um noch ins Dorf zu gehen, gab dem Gesellen Anweisungen für den Nachmittag und ging.

Landesbibliothek Oldenburg

Heini hatte unterdessen seinen Rucksack eingepackt. Er huckte ihn auf den Rücken, die beiden Plättbolzen kamen dazu. Der Geselle nahm das Plätteisen. So marschierten sie dem Wohnort des Meisters zu. — — —

Soweit die Erzählung unseres Vaters.

Drei Jahre blieb Heini bei dem Meister. Dann wollte er Geld verdienen. Da gerade die neue Bahn gebaut wurde, stellte man ihn als Vermessungshelfer ein. Die Arbeiter bewohnten eine Unterkunft, der eine Kantine angeschlossen war. Nach Feierabend flickte Heini für die Arbeiter Hosen und Wämse. Später machte er nur mehr Schneiderei, nähte neue Hosen und Jacken für die große Arbeiterschar. Endlich mußte Heini, der inzwischen ein Heinrich geworden war, Soldat werden, um drei Jahre lang des Kaisers Rock zu tragen. Nachdem er anschließend auswärts gearbeitet hatte, kam er in die Gemeinde zurück. Er heiratete und bezog in einer anderen Bauerschaft eine Heuerstelle. Drei Tage in der Woche half er seinem Bauern und die anderen drei Tage widmete er sich der Schneiderei.

Heinrich hatte einen starken Hang zum Trinken. Seine Familie, die inzwischen durch drei Töchter ergänzt worden war, litt mitunter Not. Ja, im Rausch prügelte er wohl Frau und Kinder. Ihm wurde ein kleiner Sohn geboren, der nach drei Monaten verstarb. Die Schuld daran schob er seiner Frau zu. Das Trinken des Mannes, die brutale Behandlung und mangelhafte Ernährung brachten die junge Frau auf das Krankenlager. Binnen Jahresfrist verstarb sie.

Nun wurde Heinrich noch haltloser. Die Kinder kamen zu Verwandten. Er selbst wurde eine Zeitlang ein Einsiedler. Dann heiratete er wieder. Es war als ob ein neuer Geist in ihn eingezogen war, obwohl er das Trinken nicht ganz einstellte. Mit seiner Schneiderei war es nicht übermäßig weit her. Er blieb ein Flickschneider, fertigte wohl Werktagshosen und Jacken an, aber neue Anzüge vertraute man ihm nicht an. Sonntags schaute er meistens tief ins Glas. Seine große Zeit kam noch einmal, als im ersten Weltkrieg der Kleiderstoff knapp wurde, und immer wieder aus zwei alten Hosen eine neue gemacht werden mußte.

Landesbibliothek Oldenburg

Am Weiher

Von Josef Alfers

Ich stehe im Frühlingssonnenschein
Am Spiegel des Weihers, am blanken,
Und schaue, wie alles lebt und sich regt
Im Ried, auf Blättern und Ranken.

Libellen wie Hubschrauber tummeln sich dort,
Der Schlittschuhläufer zieht Kreise,
Die Käfer und vielartig Wassergetier
Vergnügt sich auf eigene Weise.

Der dicke Frosch auf dem Seerosenblatt
Erfreut sich an warmer Sonne,
Laut quarrt er nach böser Winterzeit
Sein Lied voller Sehnen und Wonne.

Im Ried, wo dunkel ein Schatten geht,
Dort lauert der Hecht, der Alte;
Still steht er und wünschet sich,
Daß einmal das Jagdglück ihm walte.

Ein Fischlein, noch unerfahren und jung,
Zieht spielend zum Ufer hinüber,
Schnell wie ein Blitz schießt der Alte nun los,
Und schon ist das Drama vorüber.

Ein Weilchen, und alles wird abermals still,
Libellen flügeln dort wieder,
Und Frösche, jetzt sind es ihrer gar drei,
Quarrn laut ihre Liebeslieder.

Doch wie sie den wartenden Reiher erspähn,
Verschwinden sie plumpsend im Teiche.
Sie wissen, so wie es dem Fischlein erging,
Ihr Schicksal, es würde das gleiche.

Im Wirbel sprühend das Wasser spritzt,
Und Wellen zieh'n weite Kreise.
Im Weiher vollziehen sich Sein und Vergeh'n
In ewig gleichbleibender Weise.

Landesbibliothek Oldenburg

Das Studentenröschen oder Sumpfherzblatt

Parnassia palustris L.

Von Josef Hurkamp

Es ist Herbst. Die Natur hat ihren jährlichen Werdegang vollendet. Überall Vergehen und Sterben. Aber wie zum Abschied zeigt sich noch einmal alles in voller Pracht. Besonders der gemischte Laubwald bietet einen herrlichen Anblick, alle Farbentöne von Gelb, Braun, Rot und Grün in den mannigfachsten Abstufungen und wechselvollsten Zusammensetzungen zeigend. Um diese herbstliche Laubverfärbung so recht zu genießen, fuhr ich an einem klaren, sonnigen Septembertage auf meinem Rade zum Cappelner Bruch oder zum Lerchenthal zwischen Lohne und Dinklage in der Nähe des Hofes Aschern. Doch bevor ich vom Rade stieg, glänzten mir aus dem schon verdorrenden Grase des Grabenufers große weiße Sterne entgegen. Es verlohnt sich schon, hier abzusteigen, denn das Studentenröschen blüht hier.

Der Botaniker nennt die Pflanzen Parnassia, nach dem griechischen Berge Parnaß, dem Sitz des Apoll und der Musen, daher Parnaß symbolisch für das Reich der Dichtkunst. Beide Namen hat die Pflanze wegen ihrer anmutigen Blüten erhalten. Doch soll die Pflanze auch tatsächlich am Parnaß wachsen, der griechische Arzt Dioskorides beschrieb sie als „Gras vom Parnaß".

Aber nicht nur Schönheit zeichnet diese Götterblume aus, sondern sie bietet auch des Interessanten so viel, wie kaum eine zweite in unserer Flora, und ist in dieser Beziehung ihren nächsten Verwandten, den Insektenfressern (Sonnentauarten), würdig an die Seite zu stellen.

Befremden mag uns da zunächst die späte Blütezeit. Der Standort erklärt sie uns. Auf sauren, sumpfig-moorigen Wiesen finden wir sie; also mit Recht erhielt sie von den Botanikern den Namenszusatz palustris. Ziehen wir ihre geringe Größe in Betracht (5—25 cm), so erkennen wir, daß sie sich nur entwickeln kann, wenn das Gras kurz ist, also im ersten Frühling oder im Herbst. Der dicke, schief in der Erde steckende Wurzelstock würde ihm die Entwicklung im Frühling ermöglichen; ist er doch gleich den Zwiebeln anderer Pflanzen eine Vorratskammer. Aber dann ist der Sumpf noch zu kalt. Daher ist die einzig günstige Blütezeit der Hochsommer und der Herbst.

Standort und Blütezeit sagen uns auch, warum das Studentenröschen vielfach rot angelaufene Stengel und Blattstiele hat. Dieses Rot hat eine besondere Aufgabe zu erfüllen. Es soll Licht und Wärme umwandeln. Der Farbstoff heißt Anthozyan und bildet sich in großen Mengen bei der herbstlichen Laubverfärbung, hat dann aber meistens andere Aufgaben zu erfüllen. Auch die Blattunterseiten vieler Pflanzen des Waldbodens zeigen Anthozyan, und hier ist dieses von derselben Bedeutung wie beim Studentenröschen. Die roten Lichtstrahlen kommen den Wärmestrahlen am nächsten. Das Anthozyan bewirkt, daß sie als Wärme wirken.

Landesbibliothek Oldenburg